



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kaiser Napoleon III. und sein Schicksal.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Kaiser Napoleon III. und sein Schicksal.

Als vor fünf Jahren in der deutschen Presse Schrecken, Abscheu und sogar Bewunderung über die That des zweiten Decembers laut wurden, die öffentliche Meinung aber fast einmüthig den Sieger verurtheilte, da mochte sich die Tagespresse mit Recht erinnern, daß ihre Aufgabe nicht ist, Werth und Bedeutung einer ungesetzlichen That nach willkürlichen Combinationen, welche in die Zukunft hinein gemacht werden, zu schätzen, sondern daß sie die Thatsachen nach dem sittlichen Inhalte ihrer Zeit pflichtvoll und gewissenhaft zu beurtheilen hat. Man durfte damals zugeben, daß eine entfernte Zukunft das Recht erhalten könne, die gewaltsame Zerstörung des constitutionellen Lebens für einen nothwendigen, ja möglicherweise großen Entschluß zu halten, wenn es dem Eroberer gelang, durch seine Regierung den Beweis zu führen, daß sein Recht höher war, als das Recht des gewaltsam gebrochenen Staatslebens. Aber der Gegenwart ziemten solche Voraussetzungen nicht.

Seitdem sind Jahre vergangen und die Stellung des Kaisers und Frankreichs hat sich sehr verändert. Frankreich, damals durch die Stürme der Revolution, durch wüste Theorien und intriguannte Factionen geschwächt, bietet jetzt das Bild eines Einheitsstaates, in welchem aller innerer Hader zur Ruhe gebracht ist und eine gewaltige Kraftentwicklung in der Industrie, wie in der Politik, die Nachbarn mit Erstaunen und Sorge erfüllt; der Kaiser aber, damals als rücksichtsloser Abenteurer von Cabineten und Völkern verurtheilt, ist jetzt der mächtigste Monarch Europas, ein Mann, auf welchen die Blicke Aller erwartungsvoll gerichtet sind. Er hat sich die Courtoisie, ja die Freundschaft der stolzesten Fürstenthümer zu erwerben gewußt, steht an der Spitze einer riesigen Staatencoalition, welche die Macht seines Gegners, Rußland, gebrochen hat, er ist Kriegsherr der ersten Armee der Welt, der unbeschränkte Alleinherrscher zwischen Pyrenäen und Rhein, ein Souverain, dessen Worte und persönliche Willensäußerungen in ganz Europa die höchste Geltung haben.

Ja noch mehr, er ist für uns Deutsche der gewaltige Vorkämpfer in einem Kriege geworden, welcher die Tendenz hat, Rußlands Suprematie zu brechen. Niemand hatte mehr Ursache, den Einfluß dieses kolossalen Staates zu fürchten, als wir selbst, und die Wünsche und Hoffnungen einer großen Majorität in Deutschland heften sich in diesem Augenblick widerwillig an den Flug der französischen Adler.

Es kann kein gemeiner Geist sein, der sich in so kurzer Zeit zum Mittelpunkt der europäischen Verwickelungen gemacht hat, der die respectvolle Freundschaft des aristokratischen England erworben, der seine Kriegsheere im weit entlegenen Lande zu fast fabelhafter Tapferkeit zu begeistern wußte, der sein eignes streitsüchtiges Volk bändigt, wie nur einer vor ihm. Und es ist auch aus der Ferne zu erkennen, daß er einige von den Eigenschaften besitzt, welche in ihrer Verbindung einen großen Charakter machen. Aber merkwürdig, was ihn auszeichnet, ist durchaus nicht das, was im französischen Volkscharakter als glänzend und imponirend auffällt. Er ist nicht ein brillanter Geist mit schnell aufflammenden Entschlüssen, auch nicht der abenteuernde Soldat mit stürmischen Wallungen und nicht ein wagehaltiger Speculant, wie sie zu Paris jetzt an der Börse und in der Literatur herrschen. Ernst, in sich gekehrt, verschlossen, erscheint sein geistiges Arbeiten langsam, ja vielleicht schwerfällig, aber ebenso tief und energisch; sobald in ihm ein Entschluß gefaßt ist, wird sein Festhalten zähe bis zur Harmlosigkeit. Mehr vielleicht, als etwas Anderes, hat die langsame und ausdauernde Festigkeit seines Willens den Franzosen imponirt. Da sein Geist unempfänglich ist für brillante Gesichtspunkte und nichts von der unseligen Behendigkeit hat, welche jeden Standpunkt versteht und achtet und übersteht, und darüber den eignen immer wieder verliert, so macht sein persönliches Auftreten trotz kluger Zurückhaltung doch den Eindruck einer einfachen Offenheit. Er schweigt, oder spricht aus, was ihn erfüllt, und auf dem gesprochenen Wort steht er fest. Unzweifelhaft verdankt er dieser Eigenschaft seine größten Erfolge in der äußern Politik. Auf ihr beruht die Festigkeit seines Verhältnisses zu England und die Annäherung an Oestreich. Man ist im Irrthum, wenn man solche Geradheit für die Folge vorsichtiger Berechnung hält, sie ist vielmehr das Product eines festen, consequenten Geistes, der ohne Schwanken und ohne Bedenken auf das Ziel losgeht, welches er als richtig erkannt hat. Kein Herrscher Frankreichs, außer Ludwig XIV., hat mit so souveräner Leichtigkeit über Milliarden geschaltet, keiner hat so rücksichtslos die Speculationen der Börse zu Staatszwecken benutzt, keiner so schrankenlos durch seinen Befehl und sein Beispiel Werthe geschaffen und Werthe vernichtet, und doch ist er vielleicht der Einzige im ganzen jezigen Frankreich, der nicht daran denkt Schätze zu sammeln und für sich selbst zu

erwerben. So gewunden und blutig der Weg war, auf dem er zum Throne gelangte, für ihn war er nur eine gerade Linie, auf der er unverrückt dem zuschritt, was er für seine Bestimmung hält. Denn von je hat er sich als den gebornen Erben von Frankreich, als den Nachfolger seines Oheims betrachtet, und die Bourbonen und Orleans waren in seinen Augen Usurpatoren. Immer scheint er die Ueberzeugung gehabt zu haben, daß das französische Volk in seiner großen Mehrzahl ihn, den nothwendigen Kaiser, ersöhne und zuletzt wählen müsse. Wenn eine solche Auffassung Fanatismus genannt werden muß, so ist derselbe Fanatismus noch jetzt der innerste Zug seines Wesens, die letzte Grundlage seines Selbstgefühls. Er selbst hält sich für die Bestimmung Frankreichs, und durch die Stürme der Revolution wie durch die Kugeln des Mörders schreitet er kaltblütig vorwärts als Einer, dessen Haupt geweiht ist. — Ob geweiht durch die Götter des Lichts oder durch die Geister der Zerstörung, darüber streiten jetzt noch die Parteien. Wenn es in seinem Wesen etwas Furchtbares gibt, so ist es dies dämonische Vertrauen auf das Zweckvolle seines Daseins, um so mehr, je nüchterner und freier von allen Illusionen sein Urtheil in den Begebenheiten des Tages erscheint.

So ist das Bild des Kaisers, wie es uns Deutschen in der Ferne sichtbar wird; wer ihm persönlich nahe steht, wird viele Züge hinzuthun und Einzelnes modificiren, doch ist nicht anzunehmen, daß ihm die Grundzüge des ungewöhnlichen Mannes anders erscheinen werden. Es ist nicht erlaubt, über einen Lebenden das Endurtheil zu fällen, wol aber wird jede Zeit das Recht haben, aus der Erscheinung des Menschen auf seinen Inhalt zu schließen, aus den Begebenheiten des Tages auf die Ereignisse der Zukunft.

Der Kaiser ist die vollständigste Verkörperung des modernen Militärstaats, welche jetzt auf einem irdischen Throne sitzt. Auf den Trümmern des mittelalterlichen Feudalstaats gründete zuerst sein Oheim in Frankreich die neue Staatsform, auf den Trümmern eines unfertigen constitutionellen Staatsgebäudes erhob sein Nachkomme noch einmal das System, welches die leichtfertigen Pariser bereits überwunden glaubten. Während in einem streng centralisirten Staat ohne eine gesunde Volkserziehung, ohne Selbstregierung der Communen der Egoismus der politischen Berühmtheiten mit dem Egoismus der Könige und Demagogen um die Herrschaft haderte, sprengte der größere Egoismus eines Einzelnen mit Hilfe des Heeres die hohle Form und restaurirte den Staat in der Weise des ersten Kaisers. Er kämpfte nicht nur mit Hilfe des Heeres, sondern auch mit Hilfe der alten Staatsmaschine, welche die Kurzsichtigkeit der Constitutionellen unverändert gelassen hatte, und zuletzt mit den regierten Landschaften gegen das regierende Paris. Gegen den Egoismus der Einzelnen setzte er den Egoismus der Massen in Bewegung. Schnell und willig fügte

sich der Staatsmechanismus dem Princip, für welches er ursprünglich geschaffen war; was noch geschehen konnte, ihn zu kräftigen und nach allen Richtungen auszudehnen, geschah. Alle Organisationen wurden im militärischen Sinne ausgebildet und disciplinirt, die Verwaltung, die Presse, sogar Wissenschaft und Kunst. Die Einzelnen, welche sich nicht fügen wollten, wurden verbannt oder durch stille Mittel zum Schweigen gebracht. Ganz dasselbe war auch unter dem ersten Napoleon geschehen, der neue Staat erschien wie ein erneutes Bild des früheren Kaiserreichs. Und doch war die Stellung des neuen Kaisers in dem restaurirten Staat eine ganz andere. Er wie sein Oheim hatten, als die Einzigen, welche herrschten, auf ihre Person auch die ganze Schwere der Verpflichtung geladen, Frankreich groß, gefürchtet und zufrieden zu erhalten. Beide hatten auch die Pflicht übernommen, die Theorien der Revolution, welche sie gewaltsam beendet hatten, so weit in Thaten umzusetzen, als die Masse des Volks dies forderte. So souverän sie als Herren des Staats waren, so wenig frei waren sie von den Voraussetzungen, denen sie ihre Herrschaft verdankten. Beide hatten zu gewinnen und zu versöhnen dadurch, daß sie den Idealen ihrer Zeit Rechnung trugen; und hierin war die Lage des ersten Napoleon günstiger. Damals, wie jetzt, sehnte sich das französische Volk nach Ruhe. Aber damals verstand man unter Ruhe die Sicherheit und Freiheit des Eigenthums, gerechtes Gesetz, einen befestigten Staatsbau, eine energische Regierung, damals waren der Organismus des Militärstaats, die großartige Gesetzgebung Napoleons I. ein neuer ungeheurer Fortschritt in der Entwicklung des Volkslebens. Jetzt dagegen hatte in den Stürmen der Revolutionen von 1848 ein neuer Anspruch von zweifelhafter Berechtigung die Massen in Bewegung gesetzt, die socialistische Theorie, daß der Einzelne ein Recht auf Arbeit gegenüber dem Staat habe. Und diese gefährliche Theorie mußte der neue Erbe der Revolution bis zu einem gewissen Grade anerkennen.

Dazu kommt ein zweiter Unterschied. Der Militärstaat des ersten Napoleon stützte sich auf ein Heer, welches im Kampfe gegen auswärtige Feinde unter den Augen des angebeteten Feldherrn zu hoher Trefflichkeit herangewachsen war, und das durch seine Siege gegen die Feinde Frankreichs seinem Feldherrn den Weg zum Throne gebahnt hatte, fast ohne daß es von den Kämpfen desselben gegen seine Rivalen in Frankreich selbst berührt wurde. Das Heer des dritten Napoleon hat ihn in der Weise der alten Prätorianer auf den Thron erhoben, nachdem es den Bourbonen und der Republik geschworen hatte, nachdem es zweimal seinen Schwur vergessen, nachdem es dreimal in erbittertem Straßenkampf zu Paris selbst gegen und in der Revolution gekämpft hat. Das Heer des ersten Napoleon war voll von dem höchsten militärischen Idealismus, es hatte sich ganz der Riesenkraft seines großen

Führers ergeben, den der Soldat wie einen Gott verehrte; das Heer des jetzigen Kaisers ist bonapartistisch, weil es nichts Anderes ist. Die treue Devotion gegen einen alten Feldherrn fehlt ihm, es hat in wenig Jahren zwei Regierungsformen gleichgiltig oder mit Haß fallen sehen und gehorcht der dritten, weil Offiziere und Gemeine ihren Vortheil darin finden.

Endlich ein dritter Unterschied: Auch die Helfer und Anhänger des ersten Napoleon waren zum Theil Männer von zweifelhaftem Werth und unter seinen Gegnern waren einige von hoher Trefflichkeit. Aber doch verfügte er im Ganzen betrachtet über die größte Majorität der Intelligenz und geistigen Kraft seiner französischen Zeitgenossen. Aber gegen den jetzigen Kaiser steht fast alles, was Frankreich an Politikern, Talenten und Charakteren besitzt. Unversöhnt ist der Gegensatz, in welchen an jenem zweiten December das frühere und gegenwärtige Frankreich auseinanderfiel. Und die Werkzeuge des Kaisers bei jener That, die eifrige Genossenschaft, mit welcher er verbunden ist, tragen wesentlich dazu bei, eine Versöhnung des verletzten Rechtsgefühls unmöglich zu machen. Er hat den Ruchlosesten seiner Parteigänger in wahrhaft römischer Weise dadurch bezahlt, daß er ihm erlaubte, sich den Lorbeer und den Tod auf einem ruhmvollen Schlachtfelde zu holen, aber für eine dunkle Gestalt aus seiner Vergangenheit, welche er beseitigt, erheben sich zehn andere aus dem Haufen seiner Verbündeten und stellen sich trennend zwischen ihn und die unabhängige Intelligenz seines Volkes.

In den Zimmern des Gelehrten, in den meisten Salons der Reichen, auf den Schlössern der französischen Grundbesitzer, wird der Kaiser immer noch als ein Fremder betrachtet, seine Herrschaft als ein vorübergehendes Ereigniß, dessen Ende man abwarten müsse, wie das Ende einer Krankheit oder eines Erbbenedens. Was der Kaiser thut, diese stille Kälte zu versöhnen, ist bis jetzt vergebens gewesen, er hat sich die persönliche Achtung der Franzosen erzwungen, aber keinen Glauben an seine Regierung. Denn der politische Scharfblick und das selbstständige Urtheil des gebildeten Frankreichs von jetzt übersteigen die politische Einsicht des Frankreich von 1800 ebensosehr als die gegenwärtige Entwicklung der Industrie die technische Ausbildung zur Zeit des ersten Consuls. Und Männer von zweifelhaftem politischen Charakter wie Thiers, Guizot, Changarnier erscheinen jetzt als reine Patrioten gegenüber den Erfolgen von Foub, Morny und St. Arnaud. Selbst durch das Schweigen, zu welchem die Presse und die wissenschaftlichen Corporationen verurtheilt sind, kann man die Kälte und Abneigung erkennen, mit welchem die meisten Berühmtheiten Frankreichs das Regiment der Napoleoniden betrachten. Es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser diesen Uebelstand tief empfindet, es ist möglich, daß der Gedanke daran im Geheimen einen großen Einfluß auf seine Politik ausübt.

Denn diese kalte unverthilgbare Opposition hält sein Thun in einer steten Spannung, er muß ihr imponiren durch Kälte, Rücksichtslosigkeit und große Erfolge. Von dem Tage an, wo er als schwach und leicht zu übersehn erkannt wird, mag sich das ruhige Abwarten der Gegner in eine emstige, zerstörende Thätigkeit verwandeln. Und dieser Umstand schließt mehr als ein anderer grade das aus, was eine würdige geschichtliche Versöhnung seines Princips mit den höchsten Bedürfnissen der Nation herbeiführen könnte, eine hochsinnige reformatorische Thätigkeit. Er kann die Presse nicht freier machen, denn jeder leichtere Athemzug würde zu einem Schrei des Hasses gegen ihn werden, er kann dem politischen Leben der Communen und Departements keine größere Freiheit gewähren, denn jede Tribune würde von seinen Gegnern zu Declamationen gegen ihn benutzt werden, er muß auf dem Militärstaat, wie er jetzt ist, feststehn, obgleich sich die Expansivkraft der oppositionellen Dämpfe alljährlich vermehrt, er muß Frankreich im Innern mit einer Stabilität regieren, die weit größer ist, als sie der Kaiser von Rußland nöthig hat, wie dringend auch die fortschreitende Bildung und die wechselnden Ideen der Zeit eine Veränderung fordern.

So ist der mächtige Herr Frankreichs von drei Seiten, durch die Forderungen der Massen, durch seine Stellung zum Heer und die Abneigung der Gebildeten auf der Bahn, die er einmal betreten, wie mit eisernen Banden festgehalten und nach menschlichem Ermessen wird er trotz seiner Kraft eine Katastrophe für sich und Frankreich und vielleicht für ganz Europa nicht vermeiden können. Schon jetzt ist die innere Lage Frankreichs keinesweges eine beruhigende. Das Bestreben des gegenwärtigen Regiments, den arbeitenden Classen reichen Verdienst zu geben und die gewinnsüchtige Bourgeoisie durch Begünstigung der Speculation zu befriedigen, hat eine maßlose Entwicklung des Luxus und Beförderung materiellen Lebensgenusses zur Folge gehabt. Der reiche Prunk des Hofes hat in dem genußliebenden Paris und nicht weniger in den Departements ein Raffinement des Lebens herbeigeführt und im Gefolge desselben eine so massenhafte Ausübung der socialen Laster, daß die zahlreichen Fremden, welche in diesem Jahre Paris besuchten, Ursache haben mit Selbstgefühl die Sitten ihrer Heimath zu rühmen. Maitressenwirthschaft und Börsenspiel waren zu keiner Zeit in Paris so schamlos als jetzt, wüßte Speculationen im ungeheuersten Maßstabe, in der Regel von verworrenen Anhängern des neuen Systems begünstigt, entziehen der soliden Arbeit das Capital, demoralisiren die Theilnehmer und drohen die erste Geldkrisis in ein ungeheures nationales Leiden zu verwandeln. Die rücksichtslose Weise, mit welcher die Regierung Millionen im Lande umherstreut, vermehrt die Schuldenlast des Staats in furchtbarer Progression und erhält selbst da, wo das Geld zur Erzeugung

neuer Arbeit verausgabt wird, eine forcirte und ungesunde Production, welche bei der nächsten Stockung des Verkehrs die Zahl der Hilfslosen und Heischenden gefährlich vermehren muß. Immer ist ein häßlicher Zug in dem französischen Volk der nackte Egoismus gewesen, nie ist er widerlicher und gefährlicher zu Tage gekommen als jetzt, wo dem Ehrgeiz und den Leidenschaften ihr edelster Kampfplatz, das öffentliche Staatsleben genommen sind und die ganze Thakraft der Nation sich auf das Bestreben concentrirt, reich zu werden und zu genießen. Einem Fremden erscheint die französische Nation wie von einem Fieber gefaßt, welches für Stunden den Schein einer gesteigerten Lebenskraft darbietet und völlige Abspannung und Todeschwäche zur Folge hat. Wie der Kaiser dies krankhafte Treiben auch beurtheilen mag, es ist anzunehmen, daß er die ganze Größe der Gefahr, welches dasselbe für Frankreich und ihn selbst hat, nicht voraussieht, denn einige von den Operationen, welche die Nation so weit gebracht haben, sind durch ihn befohlen, noch mehre von ihm geduldet worden. Er selbst gilt für einen guten Geschäftsmann, und es ist kaum zu glauben, daß er seine Einwilligung zu den zügellosesten der großen Geldspeculationen gegeben haben sollte, ohne das verhängnißvolle Gefühl, daß sie für sein Frankreich trotz aller Gefahr der Zukunft nothwendige Uebel sind.

Während in Paris fast jede besonders elegante Equipage einer Curtisane gehört und die Frau, welche von einem Actienverein ihrer Liebhaber unterhalten wird, das kostbare Spigenkleid am Rade schleifen läßt, kämpft und friert der französische Soldat in der Krim. Der Kaiser hat sein Talent zu organisiren an der französischen Armee glänzend bewährt. Was ihr noch fehlte ist ihr in großartiger Weise zu Theil geworden. Der Artillerie, den Genietruppen und der Intendantur eine specielle Sorgfalt, sogar kaiserliche Erfindungen; bessere Pferde, sorgfältige Ausbildung und Verpflegung der Cavalerie; starke Vermehrung der leichten Infanterie und virtuose Ausbildung derselben für das zerstreute Gefecht. In jedem Grade merkte die Armee, daß ein militärischer Geist mit praktischem Scharfblick über sie herrsche und den Stab mit fester Hand dirigire. Der Kaiser hat in wenig Jahren sein Heer auf die erste Stelle unter den großen Armeen der Welt erhoben. Selbst Oestreich wird sich mit der zweiten begnügen müssen, und unser Preußen gegenwärtig mit der dritten. Wohl weiß der französische Soldat, daß sein Beruf ist, die glänzende Seite des Kaiserthums der Welt zu zeigen, — aber sein Herz ist nicht mehr voll von dem Gedanken, für den Ruhm des Kaisers zu siegen und zu sterben, auch ihm ist das Leben ein wildes Spiel voll Aufregungen. Und in den Stunden der Abspannung sieht er mit düsterem Blick nach Westen, herüber nach dem lustigen Paris. Auch er hat rechnen gelernt und er berechnet sich, daß er sein Blut vergießt, damit in Paris die Rente um 2—3 Procent steige und der ver-

hafte Speculant sein Haus mit Gold überziehe. Und dann ballt er die Faust und ein giftiger Fluch gegen Paris fährt durch seine Zähne. Zweimal hat er in der schwelgerischen Stadt eine Maffacre gemacht, es würde ihm wohlbehagen noch ein drittes Mal in der Stadt zu fusiliren und dies Mal die Reichen, welche ihm verdanken, daß sie Champagner trinken und ihre Mädchen bezahlen. Das wilde Gefühl der römischen Legionäre, daß sie den Staat bilden und Kaiser machen, lebt in seiner Brust, und die Aussicht, einst als Krüppel mit zehn Sous Verpflegungsgeld in der Tasche durch die Straßen von Paris zu schleichen, erfüllt ihn jeden Tag mit Zorn. Der Socialismus, welchen der Kaiser von dem Steinpflaster seiner Städte weggefegt hat, ist jetzt unter den Soldaten und Offizieren der niedern Grade mächtig geworden, ein grimmiger Haß gegen alle Genießenden, gegen alle Civilisten, ein unruhiger, begehrllicher Sinn, der mit Mühe durch die strenge Disciplin gezügelt wird. Solch ein Heer kann keinen Frieden ertragen und wenn der Tag kommt, wo die Schlachten vor Sebastopol und der Alma ausgeschlagen sind, und die wilden, rausflustigen Scharen wieder nach Frankreich zurückkehren, dann wird der Kaiser in der Lage sein, neue Schlachtfelder für seine Soldaten suchen zu müssen, und die Maxime, zu welcher sein Dheim getrieben wurde, das Kaiserreich ist der Krieg, wird auch für ihn gelten. Und wo er den nächsten Kampfplatz auch finde, in Italien oder am Rhein, er wird einen Krieg suchen müssen in immer größeren Verhältnissen, einen Kampf, welcher sein Heer beschäftigt und den Franzosen immer wieder imponirt.

So scheint auch er, der kühle, bedächtige, verschlossene Mann, der jetzt unter einem Thronhimmel steht, weil er alles gewagt hat und das Ungeheure gethan, um zu erreichen, was er für seine Bestimmung hielt, schon jetzt das Opfer der Gewalten, denen er sich ergeben. — Doch wie groß der Zwang der Verhältnisse sei, eines Mannes Kraft kann größer sein; wer lebt und kämpft, der darf hoffen, und wer seinem Kampf zusieht, der soll ihn nicht verurtheilen vor dem Ende. Wir in Deutschland haben in dieser Zeit keinen Grund dem Kaiser von Frankreich etwas Anderes zu wünschen als guten Erfolg. Wohl aber haben wir alle Ursache schon jetzt an sein Geschick zu denken — und später an das unsere.